

Das Alpenrindvieh

Autor(en): **Tschudi, Friedrich von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1941-1942)**

Heft 20

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672938>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Alpenrindvieh

Von Friedrich von Tschudi

Man meint nicht mit Unrecht, das Vieh des Hochgebirges sei klüger und munterer als das des Tales. Das naturgemäße Leben bildet den natürlichen Instinkt besser aus. Das Tier, das fast ganz für sich sorgen muß, ist aufmerksamer, sorgfältiger, hat mehr Gedächtnis als das stets verpflegte. Die Alpkuh weiß jede Staude, jede Pflanze, kennt genau die bessern Grasplätze, weiß die Zeit des Melkens, kennt von fern die Lockstimme des Hüters und naht ihm zutraulich; sie weiß, wann sie Salz bekommt, wann sie zur Hütte oder zur Tränke muß. Sie spürt das Nahen des Unwetters, unterscheidet genau die Pflanzen, die ihr nicht zusagen, bewacht und beschützt ihr Junges und meidet achtsam gefährliche Stellen. — Letzteres aber geht bei aller Vorsicht doch nicht immer gut ab. Der Hunger drängt oft zu noch unberührten, lockenden, aber gefährlichen Rasenstellen, und indem sich die Kuh über die Geröllhalde bewegt, weicht der lockere Grund und beginnt hinabzugleiten. Sowie das Tier merkt, daß es sich selber nicht mehr helfen kann, läßt es sich auf den Bauch nieder, schließt die Augen und ergibt sich mit Resignation in sein Schicksal, indem es langsam fortgleitet, bis es in den Abgrund stürzt oder von einer Baumwurzel aufgehalten wird, an der es gelassen die hilfreiche Dazwischenkunft des Sennen abwartet. Noch weniger kann die Bergkuh begreiflicherweise bevorstehende Felsbrüche und Steinschläge wittern und vermeiden, die alljährlich manches schöne Herdenstück zerschmettern. Auf der Briener Alp Gubelegg tötete am 7. Juli 1854 ein solcher Sturz drei Kühe und verwundete zweiundzwanzig andere schwer. — Sehr ausgebildet ist namentlich bei dem schweizerischen Alpenrindvieh jener Ehrgeiz, der das Recht des Stärkern mit unerbittlicher Strenge handhabt und darnach eine Rangordnung aufstellt, der sich alle fügen. Die „Heerkuh“, welche die große Schelle oder „Trichle“ trägt, ist nicht nur die schönste, sondern auch die stärkste der Herde und nimmt bei jedem Umzug unfehlbar den ersten Platz ein, indem keine andere Kuh es wagt, ihr voranzugehen. Ihr folgen die stärksten „Häupter“, gleichsam die

Standespersonen der Herde. Wird ein neues Stück zugekauft, so hat es unfehlbar mit jedem Gliede der Genossenschaft einen Hörnerkampf zu bestehen und nach dessen Erfolgen seine Stelle im Zuge einzunehmen. Bei gleicher Stärke setzt es oft böse, hartnäckige Zwiegefechte ab, da die Tiere stundenlang nicht von der Stelle weichen. Die Heerkuh, im Vollgefühl ihres Prinzipats, leitet die weidende Herde, geht zur Hütte voran, und man hat oft bemerkt, daß sie, wenn sie ihres Ranges entsetzt und der Vorschelle beraubt wurde, in eine nicht zu besänftigende Traurigkeit verfiel und ganz krank wurde. Auch gegenüber den Angriffen der reißenden Tiere, besonders denen der in den südlichen Alpen noch immer allzuhäufigen Bären, beweist das Rindvieh des Gebirges feinen Instinkt und festen Mut. Schleicht sich in der Stille auf leisen, breiten Tagen ein Bär heran, so wittern bei gutem, ruhigem Wetter die Kühe schon von weitem den Mörder, brüllen heftig, eilen gegen die Hütten oder rasseln, wenn sie angebunden sind, so laut und anhaltend mit ihren Ketten, daß die Sennen auf die Gefahr aufmerksam werden. Immer sucht das Raubtier von hinten anzukommen, da auch das halberwachsene Kind im Notfall auf die Kraft seiner Hörner vertraut. Ist es dem Bären aber gelungen, eine Kuh niederzureißen und zu zerfleischen, so sammeln sich die versprengten Kühe sonderbarerweise ziemlich rasch wieder dicht um den Räuber, schauen mit gesenkten Hörnern, heftig schnaubend und von Zeit zu Zeit dumpf brüllend, dem Fraße zu, als ob sie Lust hätten, ohne alle Scheu den Feind anzufallen. Nach der Aussage zuverlässiger Leute soll in diesem Falle der Bär sich nicht allzulange beim Mahle aufhalten, und es soll nie geschehen sein, daß er sich an eine zweite Kuh gewagt hätte. Bei anhaltendem Regen und dichtem Nebel wittert aber das Rindvieh die Raubtiere gar nicht, und es sind Beispiele bekannt, wo Bären dicht beim Vieh und den Hütten herumlungerten, ja selbst ein Kind angriffen, verzehrten oder forttrugen, ohne daß die übrige Herde etwas davon merkte oder irgend welche Bewegung kundgab.

So vertraut die Sennen mit ihrem Vieh sind, und so gern eine jede Kuh dem Namen, mit dem sie gerufen wird, folgt, so gibt es doch auch fast in jedem Sommer Stunden der vollen Anarchie, in der alle Ordnung in der Herde reißt und der Senne sie fast nicht mehr zu halten weiß. Wir meinen die Stunden der nächtlichen Hochgewitter, die den Alpenbewohnern wahre Not- und Schreckensstunden sind. Noch lagert die Herde in der Nähe der Hütte, und die Hirten ruhen, von des Tages Hitze und Last ermüdet, im ersten Schlafe. Da leuchtet's fern am Horizont, und das nahe Schneefeld steht sekundenlang wie von glühender Lava übergossen. Schwärzer hangen die schweren, breitgeballten Wolken über den Gipfeln, und von Westen her beginnt eine tolle Jagd gelblichen Gewölks mit leicht zuckenden Strahlen. In der fernen Tiefe ruht das schwarze Land in Todesstille. Die Kühe wachen auf und werden unruhig; warme Windstöße fegen zwischen den Felsentöpfen her und rauschen sachte in den Alpenrosenbüschen und niedrigen Bergföhren. Die Wasser der Gletscher werden lebendig; in der Ferne beginnt es dumpf zu rollen; die oberen Lüfte kämpfen; es zuckt immer lebhafter und feuriger über den höchsten Alpengipfeln. Die Kühe stehen auf und sammeln sich; die dumpfbrüllende Herdkuh gibt das Zeichen zum Aufbruch, und bald ist die Herde dicht um die Hütte geschart. Noch liegt über dem Plateau drückende Schwüle; einzelne schwere Tropfen fallen schräg auf das Hüttdach, unter dem die Sennen noch ruhig fortschnarchen. Da flammt aus der nächsten lichten Wolke wie eine feurige Schlange der schwefelgelbe Blitz in den Felsen her, — wie Gift beißt's in den Augen — ein heller Knall schmettert nach; die Wolken flammen ringsum auf, die Donnerschläge überstürzen sich, der Himmel dröhnt, die Hütte wankt, die Firne beben; in hellen Strichen rauscht der dichte Hagel auf die Weide nieder. Hochauf brüllen die getroffenen Tiere; mit aufgeworfenen Schwänzen und dichtgeschlossenen Augen rennen sie zitternd nach der Richtung des Sturmwindes auseinander. Jetzt springen die halbnackten Sennen, die Milcheimer über die Köpfe gestürzt, unter die zerstäubende Schar, johlend, fluchend, lockend und die heilige Mutter anrufend. Aber das tolle Vieh hört und

sieht nichts mehr. In schauerlichen Tönen, halb stöhnend, halb brüllend, rennt es blind, mit vorgestrecktem Kopfe, den Schwanz in den Lüften, gerade aus. Das ist eine Stunde des Schreckens und Unheils. Die Sennen wissen sich nicht zu helfen; bald schwarze Nacht, bald blendendes Feuer; der Hagel klappert auf dem Eimer und zwickt die nackten Arme und Beine mit scharfen Hieben, während alle Elemente im greulichen Aufruhr sind.

Endlich ist ein Teil der Herde gesammelt; die Winde haben die gefährlichen Wolken über die Wetterzscheide hinausgetrieben; dem Hagel folgt ein dichter Regen; die Kühe stehen bis ans Knie in Kot, Hagelsteinen und Wasser um die Hütte her, und von Fels zu Fels hallen die vereinzelt Schläge des fernen Donners nach — aber eine oder zwei der schönsten Kühe liegen zuckend und halbzerschmettert im Abgrund. Beispiele solcher Unfälle wären leider leicht aus allen Jahrgängen anzuführen; wir erinnern nur an das auf der Werdenberger Alp Naus, wo in dem Sturmgewitter vom 1. August 1854 zehn Stück Hornvieh samt dem sie hütenden Handbuben über die Felsen stürzten und zerschmettert wurden. Kommt das Hochgewitter nicht so unvermutet, so beiefern sich die Sennen, das Vieh sorgfältig zu sammeln. Es bietet einen eigenen Anblick, wenn es sich, wie sie es nennen, „erstellt“. Mit starren Augen und hängendem Kopfe stehen die heftig zitternden Tiere in Haufen. Überall gehen die Hirten umher, reden freundlich zu, loben und schmeicheln; und da mag es noch so heftig blitzen und krachen, der Hagel noch so stark auf die Herde hereinwettern — keine Kuh weicht mehr vom Fleck. Es ist, als ob diese armen, gutmütigen Tiere sich sicher vor allem Unglück wüßten, wenn sie nur des Sennen Stimme hören.

Eine andere Art von Anarchie unter den Herden ist weniger bekannt und auch schwerer zu erklären. Wenn nämlich eine Kuh in der Alp totfällt oder geschlachtet wird und man die Unvorsichtigkeit begeht, das halbverdaute Futter des Magens und den Inhalt der Gedärme auf den Boden zu schütten, so wird diese Stelle oft zum allgemeinen Kampfplatze. Nach sehr kurzer Zeit erscheint sicherlich hier eine Kuh, die vielleicht noch eben in der Ferne geweidet hat, mit allen

Zeichen höchster Aufregung und treibt sich scharrend und brüllend um die Stelle, oft wie tollgeworden den Boden mit den Hörnern aufwühlend. Das ist das Signal der Sammlung für die ganze Herde. Mit dumpfem Gebrüll eilen die Tiere herbei, und nun beginnt ein Hörnerkampf, von dessen Heftigkeit und Hartnäckigkeit man sich schwerlich einen richtigen Begriff macht und dessen Ende trotz aller Anstrengung der Sennen nicht selten schwere Verwundung oder der Tod einer Kuh ist. Selbst wenn der Inhalt jener Eingeweide rein weggekehrt oder fußtief im Boden vergraben worden, wird doch jede Kuh der Herde diese Stelle nur mit der größten Unruhe berühren. Das sind Tatsachen, die sich mit der größten Regelmäßigkeit wiederholen, aber natürlich in der Regel mit aller Sorgfalt vermieden werden.

Dagegen ist das sogenannte „Alprücken“ rein sagenhafter Art, so verbreitet und so fest auch der Glaube daran im gesamten alten schweizerischen Sennenstamme ist. Die Sennen erzählen

nicht gern von dieser unheimlichen Erscheinung vor Fremden; doch geht ihnen wohl etwa abends, wenn sie, aus ihren kurzen Pfeifen rauchend, am Herdfeuer sitzen, nach einem gespendeten Schlucke Kirschwasser das Herz auf, und sie berichten in kurzen, geheimnisvollen Worten, wie zu gewissen Zeiten abends nach dem Melken die Kühe unruhig werden, wie dann die ganze Herde von vielen mächtigen, aber unsichtbaren Armen die Luft gehoben und dumpfbrüllend mit angstvoll zurückgewandten Gesichtern über die Berge getragen werde. Kein Mensch finde auf der ganzen Alp eine Kuh mehr; es sei auch nicht geheuer, lange nach ihnen zu suchen. Aber am andern Morgen früh stehen alle wieder gesund und munter in den Weiden. Um dieses Alprücken und anderes Unheil zu verhüten, wurde früher allgemein, jetzt seltener, auf den von katholischen Sennen betriebenen Alpen jeden Abend von einem der Hüttenbewohner ein alter Bet- und Bannspruch hergesagt.

Nur ein Stein . . .

Unentwegt rollten die Räder des Schnellzuges der Grenze zu. Frankreichs Ebenen blieben weiter und weiter zurück. Die Gegend begann abwechslungsreicher zu werden. Manch ein Herz pochte schon freudiger. Die Heimat nahte. Das schmucke Ländchen mit seinen unvergänglichen Bergen und Tälern.

In einem Abteil zweiter Klasse saß Peter Brawand, ein Amerika-Schweizer. Er war einer jener Menschen, die keine Langeweile kennen. Sein Gedankenleben erlosch nie, und wenn die Fahrt Hunderte von Kilometern durch Einöden führte. Von Le Havre bis Paris hatte er geschlafen wie ein Kind, zwar weder traumlos noch ganz wunschlos. Einer seiner Träume bewirkte, daß er wieder über seine früheste Jugendzeit nachzudenken begann. Alte, bittere Erinnerungen stiegen in ihm auf. Mit vierzehn Jahren schon war er als Waise mit seinem Onkel nach Übersee ausgewandert. Doch, das lag ja alles weit, weit hinter ihm zurück.

Inzwischen hatte er seinen steilen Lebensweg Schritt um Schritt erklommen. Er war heute ein gemachter Mann. Aber er fuhr nicht zum dolce far niente in die Schweiz. Nein, die Heimat, sein

verborgenes Dörfchen, rief ihn zurück. Beständig hatten die verborgenen Stimmen an die Läden seines Herzens gepocht. Zu jung noch, hatte Peter Brawand das Land verlassen müssen. Er hatte geglaubt, alles hinter sich abgebrochen zu haben. Und doch war etwas mit ihm hinübergegangen: der Kern einer zartbehüteten Jugendliebe. Und der hatte ihm die Ruhe geraubt. Mitten im Dollarrausch hatte es ihn gepackt. Und seither fand er keine Ruhe mehr. Mit tausend unsichtbaren Fäden zog es sein Herz heimzu. Fünfzehn Jahre hatte der Kern zu seiner Entfaltung gebraucht, dann war das Heimweh aus ihm geworden . . .

Die ersten Häuser der Schweiz tauchten auf. Peter Brawand erhob sich aus dem Polster. Er stand am Fenster und bewunderte die schöne Gotteswelt. Schmucke Dörfer inmitten grünender Felder eilten ihm am Schienenstrang entgegen. Kristallklare Bäche und Flüsse zogen gleich geschweiften Bändern unter seinem Blicke dahin. Peters Auge strahlte vor Glück. „Endlich“, sagte er freudig erregt. Das Wort war gleichsam ein Seufzer der Erleichterung. Ein stilles Lächeln verklärte sein Gesicht. Aber bald wurde er wie-